

Erinnerungen und Gedanken eines mährischen Schönhengsters

Werner Strik

Erinnerungen 1930 – 1946

Die Periode von 1930, dem Jahr meiner Geburt, bis 1946, dem Jahr meiner Vertreibung aus der Heimat, umfaßt eine dramatische Entwicklung im Zusammenleben von Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern. **Erinnerungen** an diese Zeit geben das subjektive Erleben jener Periode wieder. In meinem Beruf als Arzt mußte ich immer wieder akzeptieren, daß es keine absolute Wahrheit gibt. Diese banale Erkenntnis, der sich kein kritisch denkender Mensch entziehen kann, gilt für alle Wissenschaftszweige, auch für die Geschichte. Das gleiche Ereignis werden mehrere Betrachter aus ihrer subjektiven Perspektive unterschiedlich beurteilen. Mit **Erinnerungen**, definiert als die Fähigkeit, frühere Erlebnisse wieder bewußt werden zu lassen, bleibt die Vergangenheit erhalten. Nur mit ihrer Erfahrung können wir eine sinnvolle Zukunft bauen. Deshalb kann man unter die Geschichte keinen Schlußstrich ziehen.

Ein Schlußstrich muß aber unter die gegenseitigen Schuldzuweisungen gezogen werden. Tschechen und Sudetendeutsche müssen sich gegenseitig zugestehen, die Hintergründe der fatalen Ereignisse der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus der jeweils eigenen Perspektive zu interpretieren. Wir Deutsche müssen zur Kenntnis nehmen, welche tiefe Demütigung Münchner Abkommen und Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren für die Tschechen bedeuteten. Umgekehrt müssen die Tschechen erkennen, daß der materielle Verlust von Haus und Hof uns schmerzt, die Heimatlosigkeit uns aber zutiefst in unseren Herzen getroffen hat. Schließlich muß Einigkeit in der moralischen Wertung bestehen, denn Moral ist nicht teilbar. Anliegen meiner **Erinnerungen** ist es, das Gemeinsame und Verbindende, in gutem und in bösem Sinne, zutiefst inhumane wie humane Begebenheiten unserer beiden Völker aus meiner subjektiven Sicht zu schildern.

Heimat - darunter verstehe ich nicht meinen Geburtsort Mährisch Rothwasser/ Červená Voda, wo ich es am 27. März 1930 nicht erwarten konnte, das Licht dieser Welt zu erblicken, als meine Mutter meinen Vater besuchte, damals Sekundararzt am dortigen Krankenhaus. **Heimat** - damit meine ich weder Vaterland noch Nationalstaat, dem ich angehöre und dem ich mich zugehörig fühle, wie das *Václav Havel* in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag am 29. April 1997 formulierte.

Meine **Heimat**, in die mich meine Eltern wenige Tage nach meiner Geburt brachten und in der ich bis zum 10. Mai 1946 lebte, ist Rothmühl, heute Radiměř, im Oberland des Schönhengstgaus, der einst größten deutschen Sprachinsel der böhmischen Länder. Dieses Waldhufendorf, im 13. Jahrhundert von Siedlern aus der Rhön und dem Hennebergischen gegründet¹ und 1291 erstmals urkundlich erwähnt, erstreckt sich über 8 km beiderseits eines Baches, der die historische Grenze zwischen Böhmen und Mähren bildet. Südlich dieses Baches lag die Gemeinde Böhmisches Rothmühl, nördlich der Markt Mährisches Rothmühl. Trotz der Teilung in zwei politische Gemeinden war es ein Dorf. In diesem Dorf, in dem meine mütterlichen Vorfahren seit 1663 einen Bauernhof besaßen, erlebte ich Kindheit und Jugend, lernte laufen und sprechen. Dort hinterließen Familie, Nachbarn und Schule, der Duft der Buchteln in Großmutterns Kuchl und der Geruch des Pferdestalles, die wogenden Kornfelder und die unter der Last des Schnees ächzenden Wälder, die Orgelmusik der Sonntagsmesse und die böhmische Blasmusik des Veteranenvereins unauslöschliche, ein Leben lang anhaltende Eindrücke und formten meine Persönlichkeit.

Zu meiner Heimat gehört auch das Schönhengster Unterland. Denn mein Großvater *Josef Sokele* stammte aus Undangs/Udánky und meine Großeltern *Othmar* und *Luise Strik*

Dem früheren Bürgermeister von Moravská Třebová, *Mgr. Radko Martínek*, jetzt Abgeordneter im tschechischen Parlament, danke ich für seine Anregung, meine Erinnerungen niederzuschreiben. Sie sind, übersetzt von *Radka Martínková*, unter dem Titel „*Vzpomínky na můj hřebečský domov*“ in Moravsko-třebovské Vlastivědné Listy 9/1998 erschienen.

¹ *Ernst Schwarz*: Sudetendeutsche Sprachräume. - München 1935.

lebten in Rostitz/Rozstání. Dort hatte im Jahr 1880 mein Urgroßvater *Eduard Stryk*, ein Tscheche aus Lesnice, mit seiner Frau *Eleonore*, einer Deutschen aus Littau/Litovel, einen großen Bauernhof mit Gasthaus und Fleischerei erworben. Meine Wurzeln reichen also bis in die Hanna.

Mit unseren Eltern lernten mein jüngerer Bruder *Walter* und ich unsere Heimat kennen: Drascherberg/Drašarov, Silberwasser unterm Hornberg/Stříbrný pod Rohem, Annabad/Anenská Studánka, Reichenau/Rychnov, Cimbürg/Cimburk, Busau/Bouzov, die Täler der Zohsee/Moravská Sázava und der Tess/Desná, Altvater/Praděd und Heidebrünnl/Studánka waren Ziele unserer Ausflüge - ich träume immer noch von meiner unbeschreiblich schönen Heimat!

Eine besondere Bedeutung besitzt für mich Mährisch Trübau/Moravská Třebová. Nicht nur, daß hier mein *Sokele*-Großvater mehrere Jahre Lehrer war, dieser Stadt verdanke ich meine Existenz. Hier lernten sich 1918 meine Eltern kennen, der 16-jährige Gymnasiast *Othmar Strik* aus Rostitz und *Anni Sokele*, die 14-jährige Schülerin der Klosterschule aus Rothmühl. Und unsere vier Kinder verdanken ihre Existenz meiner Begegnung mit einem Trübauer Mädchen, der Tochter *Gretl* des Arztes *Dr. Konrad Soukopp*.

In den eigenen Erinnerungen an Mährisch Trübau blieb aus meiner Kindheit dreierlei haften: einmal die Mumie im Holzmaister-Museum, zum anderen die Enttäuschung, daß mein Onkel *Dr. Walter Bier*, Primarius der inneren Abteilung am Krankenhaus, eine Wunde meines Bruders nicht selbst nähte, sondern den Chirurgen holte; denn unser Vater konnte als praktischer Arzt „alles“ (später wurden mein Bruder *Walter* Chirurg, ich selbst Internist). Schließlich etwas kindlich-banales, das köstliche Marillen-Eis der Konditorei in der Pfortengasse.

Durch die Erzählungen meiner Eltern reichen meine Erinnerungen an Mährisch Trübau quasi in passiver Form weiter zurück. Gymnasium, Wandervogel, die bis zum Tode andauernde Freundschaft mit seinen Mitschülern, die zarte Liebe zu seiner *Anndl*, Studium in Innsbruck, Wien und Prag, die Sorgen um den elterlichen Bauernhof mit Gasthaus in Rostitz formten meinen Vater und damit auch unsere Familie.

Die erste blutige Konfrontation zwischen Tschechen und Deutschen in der eben proklamierten Tschechoslowakei erlebten meine Eltern in ihrer Jugend selbst mit, als tschechische Soldaten am 29. November 1918 auf dem Stadtplatz von Mährisch Trübau unter den für das Selbstbestimmungsrecht demonstrierenden Deutschen drei Frauen, ein Mädchen und einen Jungen erschossen. Nur selten erzählten meine Eltern von diesem Erlebnis, dankbar, daß sie rechtzeitig in eine Seitengasse fliehen konnten, aber mit der stummen und unbeantworteten Frage nach dem Warum.

Nach dem Studium absolvierte mein Vater in Prag die Reserveoffiziersschule für Ärzte. Später folgten Waffenübungen in Olmütz/Olomouc, Prerau/Přerov, Proßnitz/Prostějov und Freiwalddau/Jeseník. Als Buben hörten mein Bruder und ich zu gerne seine Erzählungen aus der Militärzeit, vor allem begeisterte uns, daß er in Proßnitz mehrere Male in einem Doppeldecker mitgeflogen war. Wenige Wochen vor seinem Tode, gezeichnet von einer unheilbaren Krankheit, erzählte unser Vater ein letztes Mal die Anekdoten aus Prag, so jene von der Gräfin *Thun-Hohenstein*, die mit ihrem Charme den *podplukovník* (Oberstleutnant) *Sojka* überreden konnte, dem unter Garnisonsarrest stehenden *Dr. Golla* Ausgang zu gewähren. Diese Anekdote hatte mein Vater 1968 beim ersten Besuch meines Kollegen *Dr. Zbyněk Vobořil* aus Königgrätz zum besten gegeben, der schallend lachte, weil er die Geschichte schon von seinem Anatomie-Professor in Prag gehört hatte. Bei jenem letzten Gespräch mit unserem Vater im Kreise seiner Familie schilderte unsere Mutter, wie sie das tschechoslowakische Militär miterlebt hatte: „*Es war ein sehr schönes Zusammenleben von Tschechen, Deutschen, Slowaken, Juden, alle Konfessionen gab es dort und alle Nationen.*“² Mein Vater ergänzte: „*Es gab keinen Haß, absolut nicht, sondern es war sehr lustig, Juden, Deutsche, Tschechen, Ungarn und Slowaken ... und Polen - das war's!*“²

Die gleiche Erfahrung berichtete mir mein früherer Patient *Friedrich Linhart*, einst Batterie-Kommandant der tschechoslowakischen Armee, und in seinem Buch „*Ein Mann aus Zwittau*“³ schrieb er: „*Unter den fünf Nationen in meiner Batterie hatte es nicht die geringsten nationalen Mißhelligkeiten gegeben.*“ Bei der Mobilmachung war Linhart am 21. September 1938 zu seiner Einheit nach Brünn gefahren und hatte mit seiner Batterie in Bosonohy an der

² Unveröffentlichte Tonbandaufnahmen.

³ *Friedrich Linhart*: Ein Mann aus Zwittau. - Context-Verlag Oberhausen, 1995.

Grenze zu Österreich Stellung bezogen. Linhart zitiert auch seinen Regimentskommandeur Oberstleutnant *Šmídek*. Als sich ein Offiziersaspirant darüber beschwerte, als Deutscher schikaniert zu werden, antwortete der Oberstleutnant: „*Jen Pán Bůh ví, proč Ty si se narodil jako Němec a já jako Čech!*“ (Nur der Herrgott weiß, warum Du als Deutscher geboren bist und ich als Tscheche!). Die gleiche Feststellung traf mein Freund Prof. MUDr. Zbyněk Vobořil zu mir: „*Es ist doch Zufall, daß Du Deutscher bist und ich Tscheche. Du hast einen tschechischen Urgroßvater, ich einen deutschen!*“ Es ist traurig, daß die gemeinsamen Wurzeln über viele Jahrzehnte von so vielen Menschen in den böhmischen Ländern verdrängt und vergessen wurden – und immer noch werden.

Ruft man sich die Schilderungen meines Vaters und jene des einstigen Batterie-Kommandanten und späteren Forstpräsidenten *Friedrich Linhart* in Erinnerung, dann hat man den Eindruck, daß man zumindest bei diesen Einheiten der tschechoslowakischen Armee auf dem Weg zu jenem Schweizer Vorbild war, das Masaryk als Ziel für die erste Republik proklamiert hatte. Es ist eine Tragik, daß dieses Ziel nicht verwirklicht wurde.

1928 hatten meine Eltern in Brünn in Sankt Jakob geheiratet. 1930 übernahm mein Vater in Rothmühl die Praxis des Distriktsarztes *MUDr. Franz Vrabec*, einem Tschechen, sehr angesehen und mit meinen *Sokele*-Großeltern befreundet. Die Gemeinde hatte 1925 für ihren Arzt ein Haus neben dem Bauernhof meiner Großeltern gebaut, das unsere Familie bezog. Schon in frühester Kindheit erlebte ich die kranken Menschen, die zu meinem Vater in die Ordination kamen, durfte bald zu Hausbesuchen mitfahren und ihn mit fünf Jahren das erste Mal zu einer Leichenschau begleiten - heute noch sehe ich mich furchtsam, wie festgenagelt an der Tür stehen, der tote Bauer in der Mitte der großen Stube aufgebahrt. Zutiefst beeindruckt, fragte ich am nächsten Karfreitag in der Kirche unsere Köchin *Gusti*, ob mein Vater bei dem unter dem Altar der Seitenkapelle aufgebahrten Heiland schon zur Totenschau gewesen war!

Auch in die Nachbardörfer nahm mich mein Vater mit, so in das tschechische Rohozná. Wenn ich dort im Auto wartete, beschlich mich manchmal eine leise Angst, von tschechischen Buben verprügelt zu werden. Diese Gefahr bestand vor allem, wenn man Lederhosen und weiße Kniestrümpfe trug. Tatsächlich erlebte unsere Familie keinerlei Feindseligkeiten, auch nicht in den Jahren des Protektorates.

In unserer Familie und unserer Umgebung war man darauf bedacht, das Deutschtum zu bewahren, ohne es jedoch verbreiten zu wollen. Dem entsprach, daß wir in der Schule die tschechische Nationalhymne zwar nicht mit Begeisterung, aber auch nicht mit Abneigung oder innerer Ablehnung sangen. Ich freute mich sogar, als ich in der 1. Klasse der Volksschule eine weiß-blau-rote Anstecknadel geschenkt bekam und war unglücklich, als sie zerbrach. Als Präsident Masaryk 1937 starb, war ich traurig, eine Reaktion, die wahrscheinlich den Kummer meiner Familie widerspiegelte. Denn unter Masaryk hatte sich aus deutscher Sicht mit den Jahren das Nationalitätenproblem beruhigt. Nach seinem Tode, unter der Regierung Beneš, fürchtete man eine erneute Polarisierung, wie sie dann tatsächlich eintrat. Ähnliche Empfindungen aus ihrer Kindheit schildert *Ilse Tielsch-Felzmann*, die gleichaltrige Schriftstellerin aus Südmähren mit familiären Bindungen zu Mährisch Trübau: „*Als mein weißbrot-blaues Ansteckfähnchen zerbrach, weinte ich. Noch mehr weinte ich beim Tod des alten Präsidenten.*“⁴

Große Sorgen bereitete meinen Eltern der *Strik*-Hof in Rostitz. Der *Strik*-Großvater hatte trotz größter Bedenken meines Vaters – er studierte damals Medizin in Wien – im Gasthaus einen Tanzsaal gebaut, dazu Hypotheken aufgenommen und sich finanziell übernommen, so daß die Versteigerung drohte. Um das Anwesen für die Familie zu erhalten, übernahmen es 1933 meine Eltern mit allen Schulden, nur drei Jahre, nachdem sich mein Vater als Distriktsarzt in Rothmühl niedergelassen hatte. Bis 1944 hatten meine Eltern alle Schulden abbezahlt – ein Jahr später, 1945, wurde auch der *Strik*-Hof durch die *Beneš*-Dekrete enteignet!

Die politische Entwicklung 1937 und 1938 hatte meine Eltern offensichtlich noch nicht beunruhigt. Auch die Mobilmachung am 21. Mai 1938, der im Bereich des Polizeidistriktes Mährisch Trübau nur zwei der Einberufenen (!) nicht gefolgt waren⁵, hinderte unsere Familie nicht an einer Deutschlandreise im August 1938, die uns über Zinnwald nach Sachsen, Bayern, an den Bodensee und den Rhein, an Nord- und Ostsee und nach Berlin führte.

⁴ *Ilse Tielsch*: Die Ahnenpyramide. - Verlag Styria Graz, Wien, Köln 1980.

⁵ *Milan Skřivánek*: Odsun Němců ze Svitavska 1945-1947. - Dissertationes historicae 4/1995. Hradec Králové 1995.

Die Wochen nach dieser Reise waren jedoch außerordentlich beunruhigend. Bei der erneuten Mobilmachung am 24. September 1938 mußte auch mein Vater mit seinem Auto nach Olmütz einrücken (er war Militärarzt der Reserve im Kapitänrang beim 7. Grenzbattalion). Sein jüngster Bruder *Helmut* war dagegen mit der „grünen Garde“⁶ in die Wälder gegangen. Wäre es zum Krieg gekommen, hätten sich die Brüder gegenüber gestanden. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an einen Abend in jenen Tagen, als mein damals vierjähriger Bruder *Walter* und ich schon im Bett lagen, unsere Mutter und unsere Köchin *Gusti* bei uns saßen und die Angst vor einem Krieg und um unseren Vater uns den Hals zuschnürte. Erst am 8. Oktober 1938 (Beginn der Besetzung des Sudetenlandes am 1. Oktober) wurde unser Vater von der tschechischen Armee entlassen.

Als am 10. Oktober die deutschen Truppen bei uns einmarschierten, jubelten wir, wie die meisten Deutschen der betroffenen Gebiete. Alle waren wir begeistert über den Anschluß an Deutschland, den wir, wie meine Kusine *Hiltraut* das formulierte, genauso begrüßt hätten, wenn Karl Marx oder Kaiser Wilhelm an der Macht gewesen wären. Zu wenig wird allerdings berücksichtigt, dass 1938 die Menschen in den „befreiten“ Gebieten nicht nur aus Begeisterung über den Anschluß des Sudetenlandes jubelten, sondern auch aus der erlösenden Erleichterung, einem Krieg entgangen zu sein. Wie trügerisch und kurz diese Erleichterung war, ahnten nur wenige.

Fast alle Deutschen hatten sich 1938 für das deutsche Vaterland entschieden, nicht primär für *Hitler* oder den Nationalsozialismus, schon gar nicht für die Diktatur, wie das immer wieder den Sudetendeutschen unterstellt wird, so auch von *Václav Havel* im Februar 1996. Die braune Diktatur hatte zwar 1938 sehr wohl schon ihr brutales Gesicht gezeigt, das aber die meisten Sudetendeutschen noch nicht erkannten, auch meine Eltern nicht. Man kann vielen Menschen unserer Elterngeneration Nichtbeachtung bereits erkennbarer Hinweise auf das totalitäre System, Naivität, auch Verblendung durch die nationale Propaganda vorwerfen, nicht aber eine bewußte Entscheidung für die braune Diktatur. Analog hatten viele Tschechen nicht in den Jahren 1945/46 und auch noch nicht bei den Wahlen 1948 den Bolschewismus durchschaut.

Die von Deutschen unserer Region im November 1938 inszenierte Aktion in Mährisch Chrostau/Moravská Chrastová mit mehreren Toten und die Plünderung der Munitionsfabrik im Wald bei Politschka, an denen zwei entfernte Verwandte beteiligt waren, mißbilligten meine Eltern zutiefst. Als am 9. November 1938 auch in Zittau/ Svitavy die Synagoge brannte und der mit meinen Eltern befreundete jüdische Nachbarkollege *Dr. Josef Gottlieb*, Schönbrunn/Jedlová, verheiratet mit einer Baltendeutschen, nach Prag floh, wuch in meinem Elternhaus die Begeisterung für den Nationalsozialismus sehr schnell einer tiefen Enttäuschung.⁷

Für mich hatte der Anschluß unserer Heimat an das Deutsche Reich – interessanterweise sprachen wir von „Besetzung“, nicht von „Befreiung“! – lediglich zur Folge, daß der in der dritten Klasse eben begonnene Unterricht in Tschechisch wieder beendet wurde, was ich heute sehr bedauere. Ansonsten blieb mir aus jener kurzen Zeit des Friedens nur ein schöner Sonntagsausflug nach Glatz im Gedächtnis. Die unheilvolle Zerschlagung der „Rest-Tschechei“ habe ich anscheinend nicht bewußt erlebt, zumal unser Dorf zwar an das Protektorat grenzte, die Grenze aber nicht als scharfe Trennung empfunden wurde. In lebhafter Erinnerung habe ich dagegen den 1. September 1939. Mit mehreren Freunden stand ich vor dem Fenster eines benachbarten Gasthauses und hörte aus dem Radio die Nachricht über den Beginn des Krieges gegen Polen. Wenn ich zwar als Neunjähriger die Bedeutung noch nicht ermessen konnte, so empfand ich doch diese Nachricht als eine unfaßbare, unheimliche Bedrohung, vielleicht die

⁶ In der ersten Fassung hatte ich fälschlicherweise *Freikorps* geschrieben, das sich aber aus in das Deutsche Reich geflüchteten Sudetendeutschen rekrutierte. Dagegen bezeichnete man als „grüne Garde“ jene Männer, die sich der Mobilisierung entzogen und „bei Bekannten oder Freunden auf dem Boden, im Keller ... viele auch im Wald“ verbargen (so im „Gedenkbuch der Gemeinde Mährisch Rothmühl“ beschrieben).

⁷ Mein Bruder *Walter* erinnerte mich, daß unsere Eltern im Herbst 1938 (vermutlich nach der „Reichskristallnacht“) eine Information über die Gefährdung von *Dr. Gottlieb* erhalten hatten, deshalb nach Schönbrunn fahren (meinen Bruder hatten sie mitgenommen) und das Ehepaar *Dr. Gottlieb* veranlassen, sofort zu fliehen. Frau *Gottlieb* hatte unserer Mutter einige Schmuckstücke übergeben, die sie über den Krieg verwahrte, bei der Vertreibung gut versteckt in unsere neue Heimat bringen und mit großer Erleichterung dem Ehepaar *Dr. Gottlieb* bei dessen erstem Besuch unserer Familie in Hofheim zurückgeben konnte.

unmenschlichen Ereignisse ahnend, die dieser Krieg bringen sollte.

Die Kriegsjahre bis 1944 beinhalten in meiner Erinnerung keine besonderen Ereignisse des nationalen Zusammen- oder besser Nebeneinanderlebens. Die Protektoratsgrenze verlief 4km von meinem Heimatdorf Rothmühl entfernt am Ortsanfang des benachbarten tschechischen Dorfes Rohozná. Mein Vater hatte einen sehr großen Praxisbezirk zu versorgen und betreute auch in Rohozná seine tschechischen Patienten⁸. Kontakte bestanden weiterhin, selbst Scherze waren an dieser Grenze möglich. So luden Tschechen aus Rohozná Männer aus Rothmühl, die die Protektoratsgrenze bewachen mußten, zu einem Gulasch ein. Nachdem die Rothmühler es sich mit gutem Appetit hatten schmecken lassen, eröffneten ihnen die Tschechen, was sie gegessen hatten: Hunde-Gulasch! 1942 war ich in Brünn das erste Mal in einer Oper, „Die Meistersinger von Nürnberg“ von Richard Wagner. Ohne Schwierigkeiten war für uns diese Fahrt mit dem Zug in das Protektorat möglich gewesen.

Das erste bittere Ereignis, das unsere Familie traf, war der „Heldentod“ des jüngsten Bruders *Helmut* meines Vaters. Nach dem Gymnasium hatte er sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet und fiel mit 20 Jahren am 23. Juni 1941, dem zweiten Tag des Einmarsches in die Sowjetunion. Gleichzeitig mit ihm war der einzige Sohn eines Luftwaffen-Oberst gefallen. Oberst *Schönaich* war Erzieher am preußischen Königshaus gewesen und gehörte dem Kreis der Widerstandskämpfer an. Nach dem Attentat auf *Hitler* am 20. Juli 1944 besuchte uns das Ehepaar in Rothmühl in größter Angst vor der Gestapo. Soweit ich mich erinnern kann, entging der Oberst aber der Verhaftung. Das Vertrauen meiner Eltern zu mir damals Vierzehnjährigen muß sehr groß gewesen sein, als sie mich in die Oberst *Schönaich* drohende Todesgefahr einweihten.

1941 war der Bruder meiner Mutter, *Friedl Sokele*, unverheiratet und bis dahin als Bauer u.k. (d.h. unabhkömmlich) gestellt, zur Wehrmacht eingezogen worden. Um den *Sokele*-Hof nicht fremden Händen überlassen zu müssen, übernahm meine Mutter die Regie, zusätzlich zu Familie und Mitarbeit in der Praxis einschließlich Hausapotheke. Einer der Knechte erteilte mir damals eine Lektion, an die ich noch heute mit Scham zurückdenke. Die eindeutige Position des Elternhauses hatte nicht verhindern können, daß auch ich über die Hitler-Jugend von der Hetze gegen die Juden beeinflusst worden war. Als ich mit unserem Knecht auf einem Pferdewerk auf der Dorfstraße unterwegs war, machte ich – möglicherweise im Zusammenhang mit der Deportation unseres Nachbarn *Mauritz Cheauré* – eine gehässige Bemerkung über die Juden. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was mir unser Knecht sagte, ich werde aber nie vergessen, wie kategorisch mich dieser einfache Mensch zurechtwies.

Unverständlich ist meiner Frau und mir, daß die Verfolgung und Deportation der Juden in unserer Region bis heute sowohl von deutscher wie von tschechischer Seite ohne Echo blieb. In keinem der ansonsten so wertvollen Heimatbücher finden sich Hinweise auf das Schicksal der einstigen jüdischen Mitbürger. Lediglich mit dem Ehepaar *Dr. Gottlieb* aus Schönbrunn, nach dem Krieg in London lebend, hatten meine Eltern wieder Verbindung und von ihrem schweren und gefährvollen Weg erfahren. Erst nach Jahrzehnten hörten wir Näheres über den Tod unseres Nachbarn *Mauritz Cheauré* in Auschwitz, der jahrelangen Haft der aus Rothmühl stammenden Jüdin *Rosa Višek* im KZ Theresienstadt, das sie überlebte, von der Haft der Halbjuden *Fred Cheauré* und *Karl Višek* zunächst in deutschen Internierungslagern und später in tschechischen Gefängnissen. An die Familie *Nettl* erinnert nur eine Gedenktafel auf einem Grab auf dem Kreuzberg in Mährisch Trübau. Es wäre eine sehr verdienstvolle Aufgabe, die Schicksale der jüdischen Familien unserer Schönhengster Heimat zu erforschen. Ebenso wichtig wäre es, die Euthanasie in den Nevenheilanstalten im nordmährisch-schlesischen Raum zu untersuchen, die Voraussetzungen dazu sind jetzt gegeben, seit die T₄-Akten in Berlin freigegeben sind.

Meine Mutter bewirtschaftete den *Sokele*-Hof mit 44 Hektar, davon die Hälfte von ihrer Freundin *Trude Richter* gepachtet, mit zwei Mägden und dem treuen, einfältigen *Franz*, den meine Großmutter als verwaarlosten und hilflosen jungen Mann auf ihren Hof geholt hatte. Statt der beiden deutschen Knechte wurden uns „Ostarbeiter“ zugeteilt, ein Pole, ein Ukrainer und ein weißrussisches Ehepaar. Die Fürsorge meiner Großmutter für den unbeholfenen *Franz*

⁸ Am 23. September 2001 sprach mich bei einer tschechisch-deutschen Veranstaltung in Mährisch Trübau Ing. *Václav Olbert* an, damals přednosta [Landrat] des Kreises Zwittau. Er hatte meinen Namen gehört und fragte mich, ob ich das Dorf Rohozná kenne. Seine Großmutter habe ihm wiederholt erzählt, daß sein Vater mit neun Jahren schwer krank gewesen sei und ein *Dr. Strik* aus dem benachbarten Radiměř [Rothmühl] ihn wieder gesund gemacht habe! Mein Vater hatte also seinem Vater helfen können.

(in den Augen der Nazis gehörte er zum lebensunwerten Leben), meiner Mutter für die gedemütigten „Ostarbeiter“ und die schwangere Weißrussin erlebte ich, mehr unbewußt, als Vorbild, wie man hilfsbedürftige Menschen zu achten hat, eine für meinen späteren Beruf kostbare Erfahrung.

1942 wurde für den Rothmühler Bauernhof ein Traktor angeschafft. Für die Ernte bekam mein Onkel *Friedl Sokele* Urlaub, als Soldat damals in Schweinfurt stationiert. Mit Begeisterung lernte ich von ihm, mit dem Traktor das Getreide zu mähen, mit den Pferden Heu und Getreide einzufahren und die Fuhrwerke zentimetergenau in die Scheune zu dirigieren. Im Herbst 1943 und 1944 mußte ich mit dem Traktor auch alle Felder ackern, was mir viel mehr Spaß machte als die Schule und sich entsprechend in den Zeugnissen zeigte.

Der Grundsatz meines Vaters, jeden Menschen zu achten und getreu dem Eid des Hippokrates jedem Kranken zu helfen, gleich welchen Standes, welcher Religion und welcher Nation, gefiel einigen aus dem Westen Deutschlands nach Bohnau/Banín evakuierten Frauen nicht. Sie forderten den Bürgermeister auf, meinen Vater bei der Gestapo anzuzeigen, weil er nach ihrer Meinung jugoslawische Kriegsgefangene zu gut behandle. Sie hatten jedoch nicht mit der Courage des Bürgermeisters gerechnet, der den Frauen drohte, daß sie aus dem Dorf keine Eier, keine Milch, kein Brot mehr bekämen, falls sie die Anzeige gegen „unseren Doktor“ weiter verfolgen sollten.

Bewundernswert war auch der Mut unseres Mathematik-Professors *Karl Mitter* an der Oberschule Zwittau. Als ein Mitschüler in der Uniform der Hitler-Jugend in den Unterricht kam, drohte ihm *Mitter*, ihn aus der Klasse zu werfen, wenn er noch einmal in Uniform käme, eine damals sehr gefährliche Äußerung. Erfreulicherweise hat keiner aus unserer Klasse diese Äußerung an die Gestapo weitergeleitet.

Mit dem Jahr 1945 und der sich für Deutschland dramatisch verschlechternden Kriegssituation wurde auch für uns die Bedrohung spürbar. Im Februar und März kamen Pferdetrucks mit geflüchteten Schlesiern in unser Dorf, dann die Familie *Dr. Schwetz* aus Troppau in unser Haus, mit ihnen die Angst vor der heranrückenden Front. Am 27. März 1945, meinem 15. Geburtstag, mußte ich mit mehreren Gleichaltrigen einen Güterzug von Zwittau nach Nesselsdorf/Kopřivnice in die Tatra-Werke begleiten. Wir fuhren in den Bremserhäuschen der Wagons, wußten nicht, was wir begleiteten, wußten nicht, was wir tun sollten, ein Irrsinn, der jener Zeit entsprach.

Unfaßbar und von erschreckender Brutalität war jener Überfall, der sich am 1. April 1945 nahe dem *Strik*-Gasthaus auf dem Bauernhof *Klug* in Rattendorf/ Radkov ereignete. Tschechische Partisanen brachten durch einen Schläfenschuß die junge Bäuerin um, eine Mutter von 4 Kindern, und töteten drei Flüchtlinge. Das gleiche Schicksal erlitt auch eine Mutter mit ihren Kindern (sie sollen Patienten meines späteren Schwiegervaters *Dr. Soukopp* gewesen sein) in einem Forsthaus in der Umgebung von Markt Türnau/Městečko Trnávka. Nach unseren Informationen sei dieses Attentat wiederum der Anlaß für die von deutscher Seite durchgeführte brutale Vergeltungsaktion am 5. Mai 1945 in Javoříčko gewesen, bei der 37 tschechische Männer erschossen und das Dorf zerstört wurden.

Am 17. April 1945 floh mein Onkel *Prof. Rudolf Jandl* mit seiner Frau, der Schwester *Tini* meiner Mutter, und seiner Tochter *Hiltraut* aus Brünn nach Rothmühl, ich holte sie mit einem Pferdefuhrwerk vom Bahnhof Greifendorf ab. Sie waren glücklich, mit einem Fahrzeug der Wehrmacht aus dem schon belagerten Brünn entkommen zu sein. Sie konnten auch nach dem Einmarsch der Roten Armee dank der mutigen Intervention unserer Köchin *Gusti* beim tschechischen Kommissar unseres Dorfes in Rothmühl bleiben. So blieben sie vom Brünner Todesmarsch verschont.

Der Wahnsinn nahm aber noch kein Ende. Am 24. April 1945 mußte ich mit mehreren hundert ebenfalls Fünfzehnjährigen zum „Schanzen“. Wir hatten Schützengräben zwischen den aus der ersten Republik stammenden Bunkern bei Markersdorf-Breitenau/Markvartice-Široká Niva (zwischen Jägerndorf/Krnov und Freudenthal/Bruntál) zu bauen. Als die Rote Armee in der Nacht zum 6. Mai 1945 bei Jägerndorf die deutsche Front durchbrach, marschierten wir – mein Vater hatte mir vorsorglich Landkarte und Kompaß mitgegeben – über Engelsberg/Andělská Hora nach Bad Karlsbrunn/Karlova Studánka und überquerten nachts den Altvater/Praděd. Weiter gingen wir über Winkelsdorf/Kouty nad Desnou, Groß Ullersdorf/Velké Losiny, Mährisch Schönberg/Šumperk bis Hohenstadt/Zábřeh. Mit dem letzten Zug, hinter dem eine Brücke in die Luft flog, konnten wir bis Böhmisches Trübau/Česká Třebová und von hier bis Greifendorf/Hradec nad Svitavou fahren. Am Vormittag des 8. Mai kam ich nach Hause, völlig erschöpft, ausgehungert, durstig und mit durchgelaufenen Schuhen, aber zwei Tage vor der

Roten Armee. Ich muß sehr verwahrlost ausgesehen haben. Denn meine Mutter erkannte mich nicht, sondern hielt mich für ihren Bruder *Friedl*. Er kam nicht zurück. Die letzte Nachricht erhielt unsere Familie aus Mährisch Trübau, wo er als Kriegsgefangener durchgezogen war; seither ist er vermißt.

Aus Erzählungen ist mir bekannt, daß in den ersten Mai-Tagen auch in Rothmühl Überlegungen angestellt worden waren, mit Pferdetrucks durch Böhmen nach Bayern zu fliehen. Besonnene Männer, darunter mein Vater, konnten die Befürworter überzeugen, daß diese Flucht nicht gelingen wird und es besser ist, zu versuchen, im eigenen Dorf, in der vertrauten Umgebung das Kriegsende zu überleben. Schon seit Stalingrad hatten in meinem Elternhaus an Sonntagen häufig Besprechungen mit Bürgermeister, Orts- und Kreisbauernführer stattgefunden, die man heute als konspirative Sitzungen bezeichnen würde. Es war kein aktiver, aber eine Form eines passiven Widerstandes, mit nüchterner Beurteilung der sich immer mehr verschlechternden Situation, die meinen Eltern durch das regelmäßige Hören von Radio Beromünster, einem „Feindsender“, ermöglicht wurde. Diese seit 1942 stattfindenden Zusammenkünfte waren sicher der Hintergrund, daß bei der Diskussion und der Entscheidung gegen eine Flucht durch Böhmen in Rothmühl keine unüberlegten Aktionen stattfanden.

Nicht verhindern konnten meine Eltern den Selbstmord des Ehepaares *Dr. Preiß* aus Zwittau. Sie waren in den letzten Kriegstagen mit ihren beiden Söhnen zu uns nach Rothmühl gekommen und am 12. Mai noch einmal nach Zwittau gegangen. Auf dem Rückweg über die Felder vergifteten sie sich zwischen Stangendorf und Rothmühl. Als Amtsarzt hatte *Dr. Preiß* anscheinend keinen anderen Ausweg als den Tod gesehen. Die beiden Söhne holte eine Großmutter wenig später nach Wien. Von den Bewohnern Rothmühls beendeten in jenen Tagen „nur“ drei ihr Leben, während in Zwittau eine größere Zahl von Menschen aus panischer Angst vor den drohenden Ereignissen den Tod suchte.

Auch die Familie *Dr. Rudolf Pechhold* war aus Zwittau zu uns nach Rothmühl gekommen, um hier den Einmarsch der Roten Armee zu überstehen. *Dr. Pechhold* war ein Mitschüler meines Vaters in Mährisch Trübau gewesen, sein Sohn *Wolfgang*, später Ordinarius für Physik, mein Mitschüler in Zwittau. Eine Tochter erlitt in Rothmühl eine schwere Gesichtsverletzung durch einen Hufschlag, die mein Vater versorgte. Ansonsten überstand die Familie die dramatischen Tage in der dörflichen Umgebung unbeschadet.

Die deutschen Truppen waren abgezogen, die sowjetischen noch nicht da. Überall lag Munition, vor allem im Dorfgraben. Viele Pferde irrten herrenlos umher. Ein von einem Offizier bei uns abgestelltes Reitpferd sattelte ich und ritt es am 9. Mai – nur einen Tag lang. Es war ein Tag von gespenstischer Ruhe. Am Nachmittag hörten wir die russischen T34- Panzer auf der Kaiserstraße bei Greifendorf. Sehr getroffen hatte mich der Tod eines 16-jährigen aus dem Oberort von Rothmühl. Gegen Abend des 9. Mai brachte man ihn mit einem Pferde-Fuhrwerk zu uns. Jede Hilfe kam aber zu spät, er verblutete aus einer Verwundung der Oberschenkel-Schlagader und ich erlebte mit, wie er auf einem Bündel Stroh vor unserem Hause starb.

Während mein Vater in unserem Haus blieb, um die am 10. Mai anrückenden Soldaten der Roten Armee von Plünderungen abzuhalten, was ihm nicht gelang, bezog meine Mutter mit meinem Bruder und mir und einigen anderen Leuten ein Versteck in der *Haupt-Mühle (Hoapn)*. Dort verbrachten wir einige Nächte und Tage unentdeckt und blieben von Gewalt verschont. Auch meiner Kusine *Hiltraut*, in einem anderen Bauernhof versteckt, blieb Gewalt erspart. Eine andere Kusine war dagegen in Rattendorf von russischen Soldaten mehrfach vergewaltigt worden. Mein Onkel *Fritz Strik*, Verwalter des Meierhofes von Markt Türnau/Městečko Trnávka, wurde von seinem tschechischen Maschinisten *Toman*, einem Onkel des heutigen Bürgermeisters *Václav Neubauer*, davor bewahrt, am 10. Mai 1945 wie 14 andere Deutsche erschossen zu werden⁹.

In den ersten Tagen nach der Besetzung war mein Elternhaus von russischen Soldaten und Tschechen aus Rohozná geplündert worden. Bei unserem ersten Besuch in der ČSSR 1973 sprach uns auf dem Kreuzberg in Mährisch Trübau die Frau des damaligen Totengräbers an. Sie stammte aus Rohozná und erzählte uns voller Verachtung, daß unter den tschechischen Frauen, die in jenen Maitagen Betten aus meinem Elternhaus raubten, auch Patientinnen meines Vaters gewesen seien. Bereits zwei Tage nach dem Einmarsch der Roten Armee stellten

⁹ Kürzlich konnten wir der Übersetzung einer handschriftlichen Chronik von Městečko Trnávka/Markt Türnau entnehmen, daß mein Onkel *Fritz Strik* 1941 die Umsiedlung eines tschechischen Bauern aus seinem Hof verhinderte und sich mit Erfolg gegen die Beschlagnahme weiterer tschechischer Bauernhöfe stellte.

tschechische Partisanen eine Wache vor mein Elternhaus, um weitere Plünderungen zu verhindern. Die Partisanen berichteten meinem Vater auch, daß sie ihn im vorangegangenen Winter mehrere Male nachts im Wald bei der Fahrt zu seinen Patienten gesehen, sein Auto aber immer rechtzeitig erkannt hatten.

Die ersten Wochen nach Kriegsende waren für uns Jugendliche eine makabre Mischung von Abenteuer und tödlicher Bedrohung. Mein elfjähriger Bruder handelte mit den russischen Soldaten und tauschte Leuchtraketen gegen ein Pferd. Darüber waren wir erfreut, denn unsere Pferde, auch das schöne Reitpferd, hatten schon die ersten russischen Einheiten requiriert. Meine Freunde und ich riskierten ein gefährlicheres Spiel. Aus den großen Mengen herumliegender Munition suchten wir die 8,8 cm Granaten heraus, schraubten sie auf, schütteten den Sprengstoff heraus und zündeten ihn mit einer Züandschnur. Wir hatten viel Glück, daß uns bei diesen leichtsinnigen Spielereien nichts passierte. Zwei Rothmühler Männer ereilte dagegen durch die Explosion von Munition der Tod.

Die an den Straßen und in den Gräben liegende Munition mußten wir zunächst in einer Sandgrube außerhalb unseres Dorfes zusammentragen und mit Pferdefuhrwerken nach Zwittau transportieren. Als ich mit einer Ladung unterwegs war, brach in Greifendorf ein Wagenrad und mehrere Kisten mit Minen und Gewehrmunition stürzten zu meinem großen Schrecken auf die Straße, explodierten aber nicht.

In unserer Gegend hatte die deutsche Wehrmacht große Pferdeherden hinterlassen. Einige auf unseren Feldern verendete Pferde mußte ich mit unserem *Franz* begraben. Mehrfach wurde ich mit anderen Jugendlichen und alten, im Dorf verbliebenen Männern von sowjetischen Soldaten zum Hüten der Pferde auf die Wiesen zwischen Greifendorf und Rothmühl geholt. Uns machte es Spaß, diese Pferde ohne Sattel zu reiten. Als ich aber einen Rotarmisten nicht verstand und nicht das tat, was er wollte, riß er sein Gewehr von der Schulter, legte auf mich an, entsicherte - und schoß Gott sei Dank nicht. Diese Pferdeherden sollten wir unter Bewachung der Soldaten durch die Slowakei bis in die Ukraine treiben. Mit einigen anderen Buben flüchtete ich im Morgengrauen. Unterwegs wurden wir beschossen, wir konnten uns aber in einem Getreidefeld und einem Bauernhof verstecken, bis die 6-Uhr-Glocke das Ende der Ausgangssperre verkündete.

Riskant war für mich meine Körpergröße. Ich hatte bereits 1,75 m erreicht und wurde deshalb mehrfach für einen deutschen Soldaten gehalten. Dank der guten Kenntnis unseres Dorfes und unserer Bauernhöfe konnte ich jedes Mal rechtzeitig den russischen Soldaten entweichen.

So wie die Juden im nationalsozialistischen Deutschland den gelben Judenstern tragen mußten, so wurden wir mit einem großen schwarzen **N** für němec/Deutscher auf einer weißen Armbinde, später auf der Brust gezeichnet. Deutsche durften nicht mehr eine Schule besuchen. Deshalb mußte ich als Knecht auf dem seit 300 Jahren in Familienbesitz befindlichen Bauernhof meiner mütterlichen Vorfahren in Mährisch Rothmühl unter dem jungen národní správc *Jendo Cupal* arbeiten. Er war der Sohn eines Bauern aus Rohozná, dem wir zu verdanken haben, daß für uns die Situation erträglich blieb. Im März 1946 ging er zurück nach Rohozná. Sein Vater hatte zu ihm gesagt: „*Jendo, so etwas tut man nicht!*“

Am 13. Juli 1945 wurden die ersten Bewohner aus dem böhmischen Teil von Rothmühl vertrieben. Unbeschreiblich waren die Quälereien, denen sie noch in Rothmühl ausgesetzt waren, zutiefst unmenschlich ihr Weg in offenen Waggons durch Böhmen nach Sachsen. In jener Zeit der Anarchie und existentiellen Bedrohung unterhielt sich mein Vater mit einem seiner tschechischen Patienten, einem Lehrer. Die Frage nach der Zukunft beantwortete er in düsterer Vorahnung: „*Ted přide socialistická noc!*“ (*Jetzt kommt die sozialistische Nacht!*)

Für uns Zurückgebliebene war es unendlich traurig, ja gespenstisch, in einem halb leeren, verwaisten Dorf zu leben. Viele der Nachbarn und Freunde waren nicht mehr da. Trotzdem hofften wir immer noch, in unserer Heimat bleiben zu können. Das Potsdamer Abkommen brachte auch uns die bittere Gewißheit, gehen zu müssen. Zwar hatte man meinem Vater, ebenso meinem späteren Schwiegervater, angeboten zu bleiben, da Ärzte gebraucht wurden. Uns Kindern wurde aber ein Schulbesuch verweigert. Deshalb entschlossen sich beide Väter, den Weg aller Deutschen in die Fremde zu gehen.

Meine Tante *Lili Jandl* wurde am 23. Oktober 1945 in Sippenhaft genommen und in Brünn im Gefängnis „Auf der Zeile“ eingesperrt, weil man ihres Mannes nicht habhaft werden konnte. Ihn suchte man wegen seiner Beteiligung an der Aktion in Mährisch Chrostau im November 1938. Aus der englischen Kriegsgefangenschaft war er nicht mehr nach Hause zurückgekehrt, sondern in der britischen Besatzungszone geblieben. Deshalb mußte seine Frau

für ihn eine mehrmonatige Haft unter schlimmsten Bedingungen verbüßen. Bei der Entlassung im März 1946 wog sie nur noch 36 kg. Sie blieb unter Aufsicht der örtlichen Gendarmerie, mußte sich wöchentlich melden und wurde erst im September 1946 zur Ausweisung freigegeben.

Ab März 1946, nachdem eine tschechische Familie mit dem deutschen Namen *Niederle* den *Sokele*-Hof übernommen hatte, arbeitete ich in einer Traktorenschlosserei. Am 8. Mai 1946 mußten wir für den tschechischen Nachfolger meines Vaters (*MUDr. Burda*) das Doktor-Haus räumen. Eine Schwester unserer Köchin *Gusti Haupt* nahm uns in ihrem Haus an der „Neuen Welt“ auf. Ärmlich und sehr beengt war es ein Idyll am Waldrand an der Straße nach Greifendorf, das ich nur zwei Tage erlebte. Am 10. Mai 1946 wurde ich wie alle deutschen Jugendlichen des Kreises Zwickau verhaftet und in einem Fabrikgebäude in Mährisch Chrostau, später in einem Barackenlager in Zwickau interniert. Kahlgeschoren, gedemütigt, hat mich diese Zeit der Unfreiheit besonders geprägt und die Vorstellung, eingesperrt zu sein, ist mir immer noch unerträglich. Es waren nur zwei Monate und ich selbst blieb von Brutalitäten verschont, mußte aber miterleben, wie zwei Mithäftlinge mit unvorstellbarer Grausamkeit geprügelt wurden. Nie vorher und nie nachher habe ich Menschen vor Schmerzen so tierisch brüllen hören. Die tiefbraunen Augen des gefürchteten Gendarmen *F. L.* blieben bis heute in meinem Gedächtnis und viele Jahre merkte ich mir von jedem Menschen, dem ich begegnete, die Augenfarbe. Wie müssen erst jene Menschen gelitten haben, die nationalsozialistischen oder bolschewistischen Terror über Jahre ertragen mußten!

Aber auch Hilfe habe ich erlebt, die unvergessen bleibt. An *Jendo Cupal* denken meine Kusine *Hiltraut* und ich noch heute dankbar zurück. Im Lager Mährisch Chrostau hungerten wir sehr. Als davon die Familie *Cupal* in Rohozná erfuhr, brachte mir die Tochter Brot und Fett. Bei der Verlegung von Mährisch Chrostau nach Zwickau marschierten wir auf der früheren Kaiserstraße. Mit unendlicher Traurigkeit sah ich über Greifendorf in der Ferne Rothmühl, meine Heimat, für immer entschwinden. Als mir mein Vater auf diesem Marsch Brot zustecken wollte, wurde er vom Gendarmen *F. L.* mißhandelt, gerade als ich vorbeizog. Einige Kilometer weiter tröstete mich ein junger Gendarm aus der Wachmannschaft. Seinen Namen weiß ich nicht mehr, wohl aber, daß sein Vater Häftling in einem deutschen KZ gewesen war! Als ich in Zwickau einem alten tschechischen Offiziersehepaar zum Holzsägen zugeteilt wurde, wurde ich rührend mit Essen versorgt. Und als meine Mutter auf dem Bahnhof Zwickau bei der Aussiedlung zum Güterzug gebracht wurde, konnte sie noch einmal Höflichkeit und Hilfsbereitschaft eines höheren tschechischen Offiziers erfahren.

Damit ich aus dem Internierungslager entlassen werde, hatte sich meine Mutter mit meinem jüngeren Bruder freiwillig zur Aussiedlung gemeldet, die am 29. Juni 1946 erfolgte. Unseren Vater gab man als Arzt erst im September 1946 frei. Mit seinem Transport kam auch meine Tante *Lili Jandl*. Ihre beiden Söhne *Rainer* und *Günter*, acht und vier Jahre alt, hatte meine Mutter mitgenommen und sie dem inzwischen in Norddeutschland wohnenden Vater übergeben.

Als Heimatlose, zutiefst in unseren Herzen verwundet, kamen wir in die Fremde, in das zerstörte Deutschland. Die Heimatlosigkeit war bei der Aussiedlung auf dem Heimatschein dokumentiert worden. Auf dem Transport begegnete ich *Gusti Horntrich*, einem 20-jährigen Mädchen aus Zwickau. Ihr verdanke ich, daß ich allmählich wieder etwas Selbstvertrauen gewann. Nach einer dreimonatigen Unterbringung in einem Dorf bei Pforzheim - wir waren von Frau *Anneliese Lindner* sehr hilfsbereit aufgenommen worden - durften wir im Oktober 1946 nach Hofheim zu unserem Vater umsiedeln, einem kleinen Städtchen im östlichen Unterfranken, nahe der Grenze zur damaligen sowjetischen Besatzungszone. Nach einem sehr entbehrensreichen Winter und einem immer noch äußerst kargen Sommer 1947 konnte unser Vater wieder eine Praxis aufbauen und unsere Familie in Hofheim Fuß fassen. Nach dem Abitur in Bamberg und Studium in Würzburg, Innsbruck und Heidelberg folgten 1955 medizinisches Staatsexamen und Promotion, 1967 die Habilitation. In Würzburg fand ich als Chefarzt der inneren Abteilung und ärztlicher Direktor der Missionsärztlichen Klinik eine sehr befriedigende und angesehene berufliche Position bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1995.

Meine Frau hatte ich bereits in der Wiege kennengelernt, denn unsere Mütter waren befreundet und schon unsere Großväter *Josef Niederle* und *Othmar Strik*, beide Fleischhauer, hatten sich gut gekannt. Die Familie *Dr. Soukopp* hatte bereits am 22. August 1945 innerhalb einer halben Stunde ihr Haus in Mährisch Trübau für den tschechischen Arzt *MUDr. Schneeweis* verlassen müssen. Am 23. August 1945 wurde mein späterer Schwiegervater mit vielen anderen Deutschen nach Witkowitz/Vitkovice deportiert und mußte dort zunächst unter Tage

arbeiten, bis er als Lagerarzt eingesetzt wurde und vielen Mithäftlingen helfen konnte. Erst im Juli 1946 wurde er zur Aussiedlung aus der Zwangsarbeit zu seiner Familie entlassen und konnte in Gamburg im Taubertal eine neue Praxis gründen. Nach der Vertreibung hatten meine Eltern die Familie *Dr. Soukopp* rasch wieder gefunden und 1947 erstmals im völlig zerstörten Würzburg getroffen. Aber erst 1953 begegnete ich der Tochter *Gretl* – auf den ersten Blick war ich mir sicher, daß sie meine Frau werden muß. Sie wurde es 1956 und sie ist es heute noch.

Bilanz meiner Erinnerungen: Aus dem Krieg waren die beiden jüngeren Brüder meiner Eltern und der Vetter *Norbert Stapels* meiner Frau nicht zurückgekehrt. Dessen Vater *Viktor Stapels* war schon am 18. Mai 1945 nach Auschwitz deportiert worden und am 24. September 1945 in Mährisch Ostrau gestorben. Meine Frau und ich blieben mit unseren Eltern und Geschwistern während der Jahre 1945 und 1946 trotz aller Bedrohung am Leben und gesund. Für unsere Großeltern war das erste Jahrzehnt nach der Vertreibung tödlich, für unsere Eltern entsetzlich schwer, als sie sich in einem zerstörten Land eine neue Existenz aufbauen mußten. Selbst für unsere Generation war es ein sehr bitterer Weg. Doch wir konnten wieder Schulen und Universitäten besuchen. Deshalb bedeutete für uns die Vertreibung – nicht der 8. Mai 1945! – die Freiheit, allerdings für den hohen Preis des Verlustes der Heimat. In aller Not und Heimatlosigkeit hatten meine Frau und ich das Glück, uns zu finden, eine Familie zu gründen und miteinander unsere Schönhengster Heimat in uns zu bewahren.

Heute ruhen die *Strik*-Großeltern und unsere Eltern in fränkischer Erde, unsere vier Kinder und fünf unserer neun Enkel sind in Franken geboren. Die einstige Fremde, Würzburg und Franken wurden uns zu einem neuen Zuhause, wo wir uns wohlfühlen und feststellen können, zu den anerkannten Bürgern dieser Stadt zu gehören. Trotzdem beobachten wir mit Genugtuung, daß sich inzwischen auch tschechische Historiker mit der gemeinsamen bitteren Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auseinandersetzen. Wir freuen uns über die Gespräche mit unseren tschechischen Landsleuten. Wir sind dankbar, wenn man unsere Toten achtet und die Zeugnisse unserer Kultur erhält. Denn:

**Wo ist meine Heimat? Kde domov můj?
Im Schönhengster Land!**

Prof. Dr. med. Werner Strik, Walther-von-der-Vogelweide-Straße 37, D 97074 Würzburg

Erstfassung 1997, aktualisiert 2002

Die deutsche Originalfassung wurde der Redaktion vom Autor als Skript im April 2008 zugesandt und erscheint in www.go-east-mission.de im August 2010 mit freundlicher Genehmigung.

Tschechische Übersetzung von Radka Martínková erschien unter dem Titel „Vzpomínky na můj hřebečský domov“ in *Moravskotřebovské Vlastivědné Listy* 9/1998, Seiten 19-26.

Genehmigter Abdruck in www-go-east-mission.de siehe [hier](#).